

**Laudatio auf Arezu Weitholz / Dr. Edo Reents,  
vorgetragen auf der Preisverleihung am 10. März 2022**

Fischgedichte schreiben (und was für welche!), Texte für Popstars wie Herbert Grönemeyer, auf Reisen eingesperrt werden und was nicht noch alles – in einem ist Arezu Weitholz aber dann doch recht gewöhnlich: Sie war erst Journalistin (und ist es ja noch) und wurde dann Schriftstellerin. Wollte man alle aufzählen, die in dieser Reihenfolge umsattelten, dann säßen wir morgen früh noch hier, wie wir wohl auch noch hier säßen, wollten wir uns darauf verständigen, was das eine mit dem anderen zu tun hat und worin sich beide voneinander unterscheiden. Greifen wir aber vielleicht einen Gedanken von Fritz J. Raddatz auf, der von beidem etwas verstand: „Ich glaube, dass jeder Künstler sein eigenes Sonnensystem sein muss. Wenn er das nicht ist, verströmt er sich zu sehr ins Außen. Und dann ist er, ulkig, dass ich das sage, ‚nur‘ Journalist. Das Wort heißt ja ‚dem Tag verpflichtet‘. Der Künstler ist ein Stückchen mehr und muss sich auf sich konzentrieren.“

Man ahnt, was er meint: den Schriftsteller als den dem Ganzen, den großen Zeiträumen Verpflichteter, nicht nur dem Tag, wobei man von Arezu, wenn man an ihren ersten Roman denkt, genauso gut behaupten könnte, sie sei der Nacht verpflichtet, denn dieser Roman heißt „Wenn die Nacht am stillsten ist“, eine Ton-Steine-Scherben-Anspielung („Wenn die Nacht am tiefsten“). Aber ob nun Tag oder Nacht, was Raddatz mit dem „Stückchen mehr“, das den Schriftsteller über den dem Tag verpflichteten Journalisten hinaushebe, wahrscheinlich sagen wollte, stimmt so vielleicht auch gar

nicht. Womöglich ist der Schriftsteller im Gegenteil viel weniger als dem Tag, nämlich: dem Augenblick verpflichtet oder sagen wir, weniger poetisch, dem Alltäglichen. Der letzte Satz in „Wenn die Nacht am stillsten ist“ lautet jedenfalls: „Am Ende ging es um den Moment.“

In der Literaturkritik wird leider manchmal so getan, als wäre ein Roman schon dadurch, daß in ihm viel erzählte Zeit vorkommt, automatisch bedeutend und desto bedeutender, je mehr davon vorkommt, am besten natürlich ein Generationen- oder ein Jahrhundertroman mit Vor-, Kriegs-, Zwischenkriegs-, wieder Kriegs- und schließlich mit Nachkriegszeit, wenn es geht, gerne auch noch mit Klima oder Corona. Man tritt Arezu hoffentlich nicht zu nahe, wenn man ihr bescheinigt, daß sie in dieser Hinsicht erheblich genügsamer ist, die Kirche im Dorf läßt. Es kann vielleicht nicht schaden, in diesem Zusammenhang an Schopenhauer zu erinnern: „Es ist nicht Aufgabe von Romanschriftstellern, große Vorfälle zu schildern, sondern, kleine interessant zu machen.“

Interessant, manchmal auch wichtig machen, das ist zum Beispiel das Metier der Popkritik, über die Arezu und ich uns kennenlernten. Das war im Jahr 1999. Ich kümmerte mich im Feuilleton der „Süddeutschen Zeitung“ um die Popmusik, und mein damaliger Chef gab mir einen Artikel, der sinngemäß so begann: Musiker X sagt, wenn er Musiker Y höre, dann müsse er „kotzen“. „Kotzen“ stand, das weiß ich noch ganz genau, wörtlich drin. Das war mir neu: daß man so frech sein durfte. Für jemanden, der unter Popberichterstattung im wesentlichen verstand, möglichst ausführlich aus dem legendären und damals schon etwas altmodischen rororo-Rocklexikon zu zitieren, bedeutete das so etwas wie einen Kulturschock. Keiner Schockstarre war es aber zu verdanken, sondern nur

dem Respekt vor diesem für mich noch ganz unerhörten Ton, daß ich den Artikel so in Druck gab, wie er war.

Arezu und ich hatten von da an öfter miteinander zu tun. Die Telefonate hielten lange vor. Etwas von ihrem Schwung, ihrer Lebendigkeit färbte auf mich ab. Ich bekam gute Laune davon, auch wenn ich mir dachte, daß jemand, der so schreiben konnte wie Arezu, selbst wohl auch nicht immer gutgelaunt war. Irgendwann war unser Umgang dann so eingespielt, daß ich nichts dabei fand, Arezu über die Dinge auf dem Laufen zu halten, die mich so beschäftigten, zum Beispiel die Anschaffung eines neuen, erst bestellten, aber dann ganz lange nicht gelieferten Plattenspielers, bei dessen schließlichem Eintreffen ich den Eindruck hatte, daß sie sich mitfreute, vielleicht auch bloß deswegen, weil die dauernden Wasserstandsmeldungen nun endlich aufhörten. Zu denken gab mir dann, daß sie auf meine zutrauliche Frage, wie sie eigentlich Paul Weller finde, schrieb, den habe sie früher immer heiraten wollen. Ach so, „früher“, dachte ich, dann ist Paul Weller ja wohl eindeutig Schnee von gestern. Ich entdeckte den britischen Rockmusiker damals nämlich gerade erst, obwohl er schon 25 Jahre im Geschäft und damit fast schon so etwas wie ein alter weißer Mann war. So sagte man damals natürlich noch nicht, aber man dachte so.

Doch Arezu, das immerhin begriff ich, dachte ganz und gar nicht so. Von ihr konnte man lernen, was Zeitgenossenschaft, ja, Geistesgegenwärtigkeit ist, ohne dabei gleich auf jede Neuerscheinung hereinzufallen. Jedenfalls hätte ich Bands wie die White Stripes oder das Solodebüt von Richard Ashcroft sonst wohl im Leben nicht kennengelernt. Irgendwann fiel mir auf, daß der Mailaccount, mit dem sie mir damals, ich glaube, von London aus, all diese Sachen empfahl, folgendermaßen

lautete: elvislebt. Das Bekenntnis zu diesem erst recht alten, jung gestorbenen weißen Mann war in einer Zeit, in der die sogenannte Popliteratur in voller Blüte stand und sich alle Welt oder wenigstens der Teil von ihr, der an Musik interessiert war, fragte, was eigentlich „Pop“ sei, ob er nicht viel mehr sei als bloß Pop, etwas sehr Wichtiges, Geheimnisvolles, zu dem nur wenige Eingeweihte Zugang haben, zumindest ungewöhnlich.

Wenn ich das richtig verstanden habe, dann rechnet der Roman „Wenn die Nacht am stillsten ist“ mit dieser ganzen Pop- und Hipsterwelt auf eine gar mal nicht nachtragende Art ab. Anna, der Ich-Erzählerin, wird am Krankenbett ihres dieser Welt so sehr, wenn auch in einer gewissen ironischen Distanz verhafteten Ex-Freundes klar, wie fehl am Platz sie sich dort selbst die ganze Zeit gefühlt und ihre eigenen Belange unterdrückt hat. Für diese Protagonistin mußte es doch ein richtiges Leben im beziehungsweise neben dem falschen geben.

Nur welches? Ich meine, dass Arezus Reisereportagen, die sicher nicht ihr Interesse an Popkultur, aber das Schreiben darüber verdrängt haben (Pech für die Popkultur, Glück für den Reisejournalismus), darauf ganz gute Hinweise geben. Ich will daraus jetzt gar nicht groß zitieren, obwohl es mir und Ihnen, meine Damen und Herren, wahrscheinlich auch, großes Vergnügen machen würde; denn es soll ja noch um das Buch gehen, das beim Hans-Fallada-Preis den Ausschlag gab. Nur so viel: Die in lakonischen Schilderungen von Land und Leuten, die von Schwärmerei wie von Verdammung gleich weiten Abstand halten, also im besten Sinne skeptisch sind und eine originelle, unaufdringliche Komik an sich haben; die darin spürbar werdende Naturverbundenheit offenbart eine,

man könnte vielleicht sagen: erfahrungsgesättigte, abgeklärte, spröde Humanität, die die überhaupt nicht thesenhaft daherkommt und die sich auch wohltuend abhebt von Faktenhuberei oder Nacherzählen. Die meisten dieser von einem sehr besonderen Temperament eingefärbten Lach- und Sachgeschichten standen in der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung“.

Aus dieser Reiseberichterstattung ist, so scheint es mir, etwas hervorgegangen, das erfreulicherweise auch die Juroren des Hans-Fallada-Preises der Stadt Neumünster für bedeutende Literatur halten. „Beinahe Alaska“ atmet schon im Titel den Geist des Understatements und eben auch der Vergeblichkeit. Die Ich-Erzählerin, eine „alleinstehende“ Fotojournalistin, schiffte sich, mit etwa hundert anderen Passagieren, für eine Arktisexpedition ein, die ihr eigentliches Ziel am Ende nicht erreicht: „Ich hatte mich verabschiedet. Meine Bekannten demonstrierten in Berlin gegen den Klimawandel. Ich würde ein Schiff besteigen, das eine Route fuhr, die überhaupt nur wegen der Erderwärmung langsam schiffbar wurde. Die Nordwestpassage.“ Mit dieser dialektischen Wendung ist das Thema „Klima“ praktisch schon abgehakt. Statt es anhand von Eisbären zu veranschaulichen, die hungrig und ratlos auf immer kleiner werdenden Eisschollen herumstehen, gibt sich die Protagonistin selbstkritisch als Teil des Problems zu erkennen: als Nutznießerin, als „Kundin“ einer von der Klimakrise profitierenden, aber daran eben auch mitschuldigen Industrie.

Ein nichts und niemanden beschönigender, zum Dramatisieren aber auch nicht aufgelegter Tatsachensinn zeichnet diesen außergewöhnlichen Reisebericht aus, gehalten in einem norddeutschen Ton, der, ob nun zufällig oder nicht, sehr an

Kempowski erinnert und über den man stellenweise Tränen lachen oder weinen kann. Mit wenigen Strichen porträtiert die Erzählerin ihre oft nervtötend gesprächigen Mitreisenden, die in ihrer Funktionskleidung etwas Jedermannhaftes haben und überwiegend vom Servicegedanken, von der Sorge beherrscht sind, als zahlende Kunden geprellt zu werden. In deren menschlich-allzumenschlichen, stichwortartig zur Sprache gebrachten Biographien spiegelt sich die der Erzählerin, die selbst dann, wenn darin gar nichts Autobiographisches stecken sollte, berührt. Weit entfernt davon, sich für etwas besseres zu halten, nutzt sie ihr äußeres Abenteuer zu einer inneren Einkehr, zu einer Revision von Gelebtem, Verpaßtem, Vertanem.

In diesem schlackenlosen Stil muß sich etwas abgelagert haben, das an der sprachlichen Oberfläche gar nicht erkennbar ist. Das ist, meine ich, das Zeichen und die Voraussetzung von Meisterschaft: Erfahrung, Reife, Skepsis. Einsicht in die menschlichen Belange erwächst nicht aus thesenhafter Erörterung, sondern aus Momenten des Erlebens, die so eingefangen sind, daß dem Leser genug Raum für eigene Gedanken bleibt. Um noch einmal auf Schopenhauer zu kommen, der für guten Stil folgendes empfiehlt: „Man gebrauche gewöhnliche Wörter und sage ungewöhnliche Dinge.“

Was das Buch betrifft, das den mittelbaren Anlaß für unsere Zusammenkunft gab, so ist festzuhalten, daß sich gerade in der Reserve gegenüber Sinnfragen denkerische, man kann auch sagen: philosophische Aufrichtigkeit bewährt. Die hat es nicht nötig, ihre Zuflucht in Aussteigerphantasien zu suchen, sondern geht das Problem der Zivilisation, um welches der ganze Bericht kreist, aus der Perspektive des Daseins an, das

nun einmal das wirkliche, wenn auch vielleicht unbedingt wahre ist: der Erlebnis- und Konsumgesellschaft, Komik dabei ausdrücklich nicht ausgeschlossen: „Wenn ich mit der MS Svalbard vierundzwanzig Jahre immer nach Westen fuhr, würde ich nur um dreiundzwanzig Jahre altern. Da war Botox billiger.“

Ein Merkmal von wahrhaftiger Literatur ist schon per definitionem, daß sie niemanden besser, aber auch niemanden schlechter macht, als er wirklich ist; das gilt auch für die arktischen Ureinwohner, deren Seinsweise alles andere romantisiert oder gar verkitscht, vielmehr auf einen allgemeinen menschlichen Nenner gebracht wird: „Wie konnten sie die Kälte ertragen, die Kargheit? Warum waren sie hier und nicht im Süden, wo man das ganze Jahr über Kabeljau fangen konnte, nicht wie hier nur Wale und Robben und davon Jahr zu Jahr immer weniger?“ Karg wie die Natur ist dieser Stil, der in der Begegnung mit dem Lebenden und mit dem Toten halt macht vor dem Geheimnis, das alles Seiende, ob es nun fühlt und denkt oder nicht, letztlich ist: „Aber wieso fragst du dich das, wenn es dich doch nur in Gedanken interessiert?, fragte eine Stimme in meinem Kopf. Wieso tust du, als läge dir etwas an den Menschen, suchst aber bei der ersten Gelegenheit das Weite? Du hast mehr Mitgefühl mit einem toten Mountie als mit einer Inuk, deren Sohn sich umgebracht hat.“

Wer von Literatur erwartet, daß in ihr letzte Fragen zur Sprache kommen, sie sich aber mit einer Antwort klugerweise zurückhält, ist hier genau richtig. „Beinahe Alaska“ stellt sie auf eine spröde, unscheinbare Art. Nur in Gedanken interessieren: Was heißt hier „nur“? Mehr hat noch kein Buch

geschafft. Das ist, so will ich meinen, Grund genug für diesen schönen Preis – herzlichen Glückwunsch!